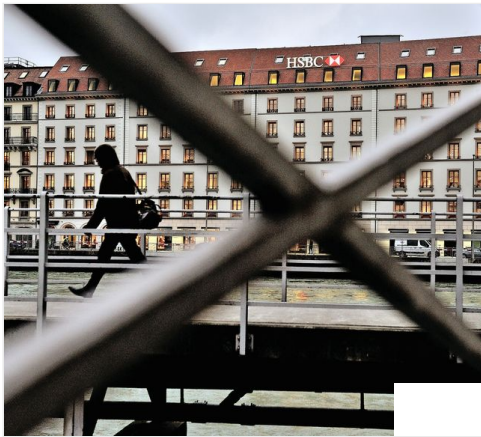


## «Täglich werden grosse Summen gewaschen»



**Swissleaks: Drei Experten erklären, warum noch heute viel schmutziges Geld auf Schweizer Banken landet**

Bern Banken investieren in die Jagd nach Geldwäschern jährlich Hunderte Millionen Franken. Tausende sogenannte Alerts landen täglich auf den Schirmen der Compliance-Abteilungen. Sie werden automatisch generiert von Systemen, mit denen die Banken die Transaktionen ihrer Kunden laufend überwachen. Die Software schlägt bei vordefinierten Kriterien Alarm, zum Beispiel, wenn häufige Überweisungen aus dem Ausland kommen.

Erscheint ein Alert auf dem Radar, durchstöbern die Compliance-Spezialisten sofort Kundendossiers, recherchieren in der weltweiten Datenbank World Check, in der sogenannt politisch exponierte Personen (PEP) und weitere Risikokunden verzeichnet sind – oder machen sich bei Google schlau: Lässt sich die Zahlung plausibel erklären – oder bahnt sich hier ein Geldwäschereirisiko an?

### Die Banken würden oft mit Scheuklappen prüfen

Der Aufwand ist gross. Doch nachdem Journalisten aus 45 Ländern, darunter jene der SonntagsZeitung, die Kunden der Privatbank HSBC aus dem Jahr 2007 unter die Lupe nahmen, herrscht Ernüchterung. Sie stiessen auf Dutzende Klienten, die in Terrorfinanzierung, Drogen- und Waffenhandel involviert waren.

Experten sind überzeugt, dass die HSBC kein Einzelfall ist und die Probleme bis heute bestehen. «Täglich werden in unseren Banken grosse Summen gewaschen, nur merkt das niemand, weil das Geld bereits im Ausland vorgewaschen wurde», sagt der Berner Compliance-Experte Michael Kunz. Bis es in der Schweiz zu einer Verurteilung wegen Geldwäscherei komme, müssten bis zu 100 000 Alarme verarbeitet werden, sagt der Rechtsanwalt, der einst als Untersuchungsrichter den Wirtschaftskriminellen Werner K. Rey zur Strecke brachte.

Auch für Daniel Thelesklaf, Direktor der Liechtensteiner Anti-Geldwäschereibehörde Financial Intelligence Unit (FIU), ist es nur eine Frage der Zeit, bis der nächste Geldwäschereiskandal hochgespült wird. «Die HSBC ist nicht der letzte Fall, da werden wir noch mehr sehen», sagt er.

Was läuft schief?

Es gebe drei Möglichkeiten, wie Geld von Kriminellen in eine Schweizer Bank komme, erklärt David Zollinger, einst Staatsanwalt und Banker, heute selbstständiger Legal-Risk-Manager. «Es gibt erstens Kunden, die man nicht als Problem erkennen kann, weil sie extrem gut getarnt auftreten und eine lückenlose Geschichte präsentieren. Gegen diese ist man machtlos und immer erst im Nachhinein klüger.

Michael Kunz macht ein Beispiel: «Wenn ein russischer Oligarch mit dreistelligen Millionenbeträgen in der Schweiz vorstellig wird, ist der Beleg, dass es sich um kriminelles Geld handelt, für eine Schweizer Bank schwierig.» Wenn er dann noch nachweisen könne, dass es sich um den Gewinn aus einem Rohstoffgeschäft handle, an dem er beteiligt war, sei er fein raus. Kunz: «Dann bleibt Bankern nur noch das Bauchgefühl – und dieses neigt gerne zum Geld.»

Banken und ermittelnde Behörden stehen in einem ständigen Wettlauf mit der Finanzunterwelt, warnen die Experten. «Diesen Wettlauf haben wir noch lange nicht gewonnen», sagt Thelesklaf, denn Kriminelle könnten weiterhin auf die Dienstleistungen von versierten Finanzspezialisten zählen.

Es gibt zweitens jedoch auch Fälle, in denen eine Bank kriminelle Kunden entdecken kann – wenn sie gut genug hinschaut. Experte Zollinger macht ein Beispiel:

«Wenn ein Kunde aus Zentralasien kommt und einen Millionenbetrag anlegen möchte, dann braucht es eben einen Russisch sprechenden Compliance-Experten, der auch in Datenbanken und auf Websites des Heimatlandes sucht.» Sollte sich dann ergeben, dass es sich um einen Politiker handelt, um eine PEP, dann könne man sich nicht zufriedengeben, wenn er noch eine Handelsfirma führe und so an Geld kam. «Man muss in solchen Fällen abchecken, woher das Startkapital stammt und ob es politische Begünstigungen gab», so Zollinger. Mehrere Geldwäschereifälle der letzten Jahre hätten sich so verhindern lassen.

In der Praxis, so die Experten, schaue man aber zu schnell weg. Oft werde das Prüfen mit Scheuklappen angegangen, sagt Michael Kunz: «Das nicht sehen zu wollen, ist teils immer noch Strategie einiger Banken.»

### **Manchmal sitzen die Kriminellen gleich selbst in der Bank**

Dies stimmt vor allem beim dritten Kundentyp, bei dem selbst einfache Abklärungen ergeben würden, dass er verdächtig sei. Bei der HSBC fanden Journalisten erschreckend viele solcher Kunden, die noch 2007 dort ein Konto hatten. Etwa den Diamantenhändler Emmanuel Shallop, der in einem Bericht des UNO-Sicherheitsrates genannt wurde, weil er den Handel mit Blutdiamanten finanziert habe. Shallop sagte seinem Kundenberater sogar selber, dass gegen ihn ermittelt werde. Trotzdem nahm die Bank weiter Millionen von ihm an. Später wurde er zu fünf Jahren Haft verurteilt.

Es gibt sogar Extremfälle, in denen die Kriminellen in der Bank selber sitzen – wie in jenem Fall einer osteuropäischen Bank, die zwei Korrespondenzkonten bei einer belgischen Bank einrichtete. Erst nachdem durch diese Kanäle über eine Milliarde Euro geflossen waren, wurde belgischen Finanzermittlern klar, dass zahlreiche Kunden der Osteuropa-Bank Gelder aus Korruption und organisierter Kriminalität verschoben hatten.

In solchen Fällen spiele die Unternehmenskultur eine wichtige Rolle, sagt Zollinger. «Es ist letztlich eine Frage der Linienführung, wen man auswählt, wie genau man hinschaut und wo man auch mal draufklopft.» Doch es gebe noch heute an vielen Stellen eine problematische Kultur, die lautet: «Ablehnen nur dann, wenn ganz konkrete Probleme drohen. Reagieren erst, wenn es nicht anders geht. Neugeld ist fast immer gut, denn abgelehntes Neugeld kommt der Konkurrenz zugute.»

**[recherchedesk@sonntagszeitung.ch](mailto:recherchedesk@sonntagszeitung.ch)**

